

Die zweite Frau.

Novelle von **Wilhelm Berger.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

„Wie Du willst, Kind," sagte die Kunstreiterprinzipalin gemüthlich. „Ein andermal. Laß Dir die Zeit nicht lang werden. Und — höre! bestelle, worauf Du Appetit hast, auch für Polly! Es sieht mit meinen Finanzen ganz gut aus, und soll bald noch besser werden!" Sie schlug an ihre Geldtasche, daß es klirrte, und ging mit gewichtigen Schritten davon, im Vollgefühle einer hervorragenden Stellung in der Sphäre, der sie angehörte.

Kaum war sie aus der Thüre, als Tante Polly losbrach: „Was mich betrifft, so bleibe ich keine halbe Stunde länger in dieser Wirthschaft. Mag aus mir werden, was da will, dies halt' ich nicht aus. Komm mit, wir reisen davon; ein paar Thaler hab' ich noch, und wenn die ausgegeben sind, muß Randau helfen. Sperre Dich nicht, Kind, Du kommst doch nicht darüber weg; ein Engagement findest Du so bald nicht, jetzt, wo die Saison längst angefangen hat. Ueberhaupt versteh' ich Dich nicht: warum willst Du ihn nicht zahlen lassen, da er Dir doch Unrecht gethan hat?"

„Nein, Niemand versteht mich," versetzte Alma bitter. „So verlassen hab' ich mich in meinem ganzen Leben noch nicht gefühlt. Ich wollte, ich wäre todt."

Die Thüre der Gaststube wurde geöffnet; eine Dame trat zögernd über die Schwelle. Alma blicke sich um und erschrak; sie hätte sich verstecken mögen vor Scham, in dieser Umgebung angetroffen zu werden; dann aber, als sie ein Paar freundliche, kluge Augen mitleidig auf sich gerichtet, als sie die Hände der Näherkommenden sich ihr entgegenstrecken sah, gewann ein stärkeres Gefühl die Oberhand bei ihr. Mit einem Aufschrei flog sie in geöffnete Arme. „O Christine, retten Sie mich!"

Erschüttert, gerührt drückte Christine die Weinende an sich. „Mein Mann hat mir Alles erzählt, auch bei Herrn Baumann ist er schon gewesen. Ganz zerknirscht ist er über die Verwirrung, die er angerichtet hat. Und dabei solch' ein unseliges Zusammentreffen! Doch davon sprechen wir noch; das Nächste ist, daß Sie diesen Ort verlassen. Mein Gott, wohin sind Sie gerathen! Ich war oben; ich suchte Sie zuerst auf Ihrem Schlafzimmer. Alma, armes Kind! Dort haben Sie die Nacht zubringen müssen?"

„In Furcht und Zittern haben wir gesessen und den Tag herangewacht," fiel Tante Polly ein.

„Das glaub' ich. Sie kommen mit nach meinem Hause, Alma; auch Sie, Fräulein Hüneken. Ihre Koffer sind geschlossen, hab' ich gesehen; es wird am besten sein, wir nehmen sie gleich mit."

Ohne eine Antwort abzuwarten, machte sich Christine sanft von Alma los und ging zur Klingel.

„Das Läuten hilft nichts," bemerkte Polly. „Kein Mensch im Hause achtet darauf. Ich will sehen, daß ich den Knecht finde. Er soll ein gutes Trinkgeld haben, wenn er sich beeilt."

Nach zehn Minuten saßen die Fliehenden in einer herbeigeholten Droschke, der ersten Droschke, die seit Menschengedenken vor dem „Goldenen Anker" gehalten hatte.

„Wollen Sie auch Ihre Adresse zurücklassen?" fragte Christine.

„Um keinen Preis!" wehrte Alma schaudernd ab. „Von meiner Mutter habe ich gerade genug gesehen. Sie soll meine Spur verlieren, für immer!"

Dann, als der Wagen in der Fahrt war, warf sie sich stürmisch an Christinens Brust. „Wollen Sie mir eine Freundin



Felix Schweighofer. (S. 364)

sein von jetzt an, liebste Frau Doktor? Nachsicht mit mir haben, mir zum Guten rathen und mir Muth machen, wenn ich verzagt werde? O, ich bin so mißtrauisch gegen mich geworden auf einmal; ich denke so klein von mir! Wie leichtsinnig ich gewesen bin — jetzt weiß ich's, seit ich das Treiben jener Frau beobachtet habe, die sich meine Mutter nennt."

„Vor allen Dingen bitte ich: bleiben Sie bei meinem Vornamen," erwiederte Christine freundlich. „Und über die Zukunft reden wir noch später, nachdem Sie die versäumte Nachtruhe nachgeholt haben und mit Besonnenheit alle Verhältnisse erwägen können. Das aber versichere ich Ihnen vorab: ich werde mich um Ihr Glück sorgen, als wenn Sie meine Schwester wären. Denn wir haben viel, sehr viel an Ihnen gutzumachen."

10.

Als Anton am Abende nach Hause kam, brachte ihm seine Frau die Pantoffeln entgegen. „Sie schlafen noch," sagte sie. „Wenn Du in Dein Arbeitszimmer gehst, so klappere nicht zu laut mit den Ofenthüren und wirf keine Stühle um; Du bist zuweilen so rücksichtslos, wenn Du gerade an gelehrte Dinge denkst. Komm' lieber in's Wohnzimmer; ich habe die Kinder ausgeschickt. Warst Du bei Sigismund? Wie hat er sich benommen?"

„Wenn ich nur wüßte, was Du Dir ausgedacht hast!" erwiederte Anton kopfschüttelnd, indem er seiner Frau gehorchte. „Setze Dich einmal her zu mir und beichte mir Deine Pläne! Weshalb sollte ich Sigismund nicht mittheilen, daß Alma bei uns ein Asyl gefunden hat?"

„Warte nur, gleich sag' ich's Dir, Du neugieriger Mann. Hast Du nicht versprochen, in dieser Angelegenheit meiner Leitung blindlings zu folgen? Also zunächst antworte mir: welchen Eindruck machten Deine Eröffnungen auf den hitzigen Ehemann?"

„Er war schon gedrückt genug, als ich kam; die Haltung Alma's bei der Katastrophe hatte ihn doch irre gemacht, so wenig er auch gestern davon merken ließ. Nun war inzwischen — gegen Mittag — die Direktorin Viktoria Wirsching wieder bei ihm gewesen, jenes fürchterliche Weib, dessen Bekanntschaft Du leider nicht gemacht hast, und hatte Alma's Flucht berichtet. Er zerbrach sich den Kopf darüber, wer die Dame gewesen sein könnte, die im ‚Goldenen Anker' erschienen war; an Dich dachte er nicht. Ich sprach die Vermuthung aus, Alma möge sich an eine ihrer Freundinnen vom Theater gewandt haben; begierig griff er diese Idee auf; er ist mit mir aus dem Hause gegangen, um die Runde zu machen."

„Vortrefflich. Und nun höre: Sigismund soll eine Zeit lang seine Frau entbehren, ohne zu erfahren, wo sie sich befindet."

„Weshalb wünscht Deine Weisheit diese Trennung?"

„Erstlich um seinetwillen. Sigismund muß diejenigen Eigenschaften seiner Frau vollständig vergessen, die ihn bisher gegen sie aufgebracht haben. Das Bild, das er sich in der ersten Liebesseligkeit von ihr machte, muß wieder in ihm aufleben. Dazu ist eine gewisse Zeit erforderlich. Die Hauptsache ist aber dann zweitens, daß die Alma, die zu ihm zurückkehrt, auch jenem Bilde entspricht. Es handelt sich also darum, Alma eine gewisse Erziehung für ihren Beruf zu Theil werden zu lassen, mit ihrem Willen, wenn dies möglich ist, gegen ihren Willen, falls sie etwa mit meiner Idee nicht einverstanden sein sollte."

„Ganz gut und schön; Dein Rezept für eine dauerhafte Wiedervereinigung der Gatten ist so übel nicht. Nur bedenke, daß selten Derjenige Dank erntet, der eigenmächtig in fremde Verhältnisse eingreift, selbst dann nicht, wenn der Erfolg der denkbar beste ist. Im Falle des Mißlingens aber ist ihm die bittere Feindschaft der Betheiligten gewiß."

Christine lachte. „Du redest wie ein Buch. Ich danke Dir für die Warnung. Ja, mein lieber Herr Schulmeister, es ist allerdings am klügsten, daß man sich lediglich um dasjenige bekümmert, was Einen selbst angeht. Unter sich darf man darüber reden, daß ein Mitmensch auf dem Wege ist, sich unfehlbar das Leben zu verderben; nur zu dem Irrenden hingehen und ihm die Augen öffnen — das darf man nicht, das ist eine unschickliche Beeinträchtigung der persönlichen Freiheit. Sind wir denn noch Christen, sind wir Brüder und Schwestern, eines Stammes Glieder, zur Liebe untereinander verbunden? O über diese Kultur, die Du so rühmst! Sie hat uns herzlos gemacht, sie hat uns voneinander entfernt, trotz aller Vereine, bis ein Jeder in seinem aparten Häuslein sitzt und sich mit den Nachbarn nur noch durch die Fenster verständigt! Und nun zu dem vorliegenden Fall. Siehst Du, Anton: wenn Alma jetzt zu ihrem Manne zurückkehrt — es würde ja unstreitig, da ihm seine Voreiligkeit das Gewissen beschwert, eitel Herrlichkeit und Freude sein. Gebessert jedoch wäre nichts; nach einiger Zeit käme der alte Jammer wieder in's Haus geschlichen, und der neue Riß könnte leicht größer werden, als der jetzige gewesen ist. Oder glaubst Du nicht?"

„Du magst Recht haben. Nur — welche Bildungsanstalt hast Du für Alma ausgesucht?"

„Zu meinen Eltern soll sie, und ich hoffe, sie geht freiwillig."

„Berede sie dazu; es soll mir recht sein. Soweit will ich Dir nachgeben, daß ich mich bereit erkläre, Sigismund gegenüber Verstellung zu üben, ihn zu beruhigen, ihn zu trösten. Ganz leicht wird es nicht sein, das seh' ich voraus. Aber Alma etwa durch List, durch falsche Vorspiegelungen auf das Land zu locken — dazu muß ich Dir meine Mitwirkung verweigern. Was Alma thut, muß hinterher als ihr freier Entschluß gelten können — besser noch, muß wirklich ihr freier Entschluß sein. Also versuche Dein Heil bei ihr! — Was jedoch willst Du mit Polly Hüneken beginnen?"

„Sie darf nicht in's Vertrauen gezogen werden. Wir müssen sie überreden, daß sie in ihre Geburtsstadt reist, oder sonsthin, wo sie Bekannte hat. Sie mag zu dem Glauben gebracht werden, daß Sigismund ihr eine Pension ausgesetzt hat, was er ja ohne Zweifel später thun wird, gerne thun wird. Denn auch von diesem Anhängsel muß Alma befreit werden — jetzt oder nie."

„Dein Plan ist verständig. Also Glückauf! Ich überlasse Dir das Feld." —

Es kostete Christine weniger Mühe, als sie gedacht hatte, Alma für ihren Plan zu gewinnen. Einestheils mochte die schwer beleidigte junge Frau von der Vorstellung gereizt werden, daß sie durch ihr Verschwinden ihrem Manne eine wohlverdiente Strafe angedeihen lasse, über die er sich nicht einmal beklagen könne; anderntheils empfand sie in der That das Bedürfniß, sich für ihre Pflichten als Frau geschickter zu machen. Und diese Flucht auf das Land, dies Versteckenspielen und Heimlichthun hatte etwas Romantisches, das ihr gefiel. Was aber Tante Polly betraf, so war dieselbe von einer derartigen Furcht vor ihrer Schwester Viktoria erfüllt, daß ihr nichts gelegener kam, als die Zusicherung einer kleinen Pension, die sie an einem beliebigen anderen Orte unbehelligt verzehren konnte. Sie wollte sofort aufbrechen, während sie die Direktrice in ihrer Bude beschäftigt wußte, und ließ sich nur schwer überreden, ihre Abreise bis zum nächsten Morgen zu verschieben. Anton mußte ihr versprechen, sie zum Frühzuge zu geleiten. Und als sie dann wirklich abfuhr, lieh sie sich von Christine einen dichten schwarzen Schleier, den sie doppelt über ihrem Gesichte befestigte, obgleich sie sicher sein konnte, daß ihre Schwester um diese Stunde noch im „Goldenen Anker" den Schlaf der Gerechten schlief. Zum Aufenthaltsorte wählte sie die Stadt, in welcher sie zuletzt mit Alma gewohnt hatte. Es war ihr anempfohlen worden, etwaige schriftliche Mittheilungen für Alma an Christinens Adresse zu richten, unter dem Vorgeben, Randau wünsche keinen weiteren Verkehr seiner Frau mit einer Verwandten, die ihr Anleitung zum Betruge gegeben habe. Tante Polly ließ sich dies gesagt sein; sie zeigte nur ihre Ankunft an, gab ihre Wohnung auf, damit die versprochenen quartalweisen Geldsendungen ohne Schwierigkeit zu ihr gelangen konnten, und verstummte dann.

Nachdem Tante Polly entwichen war, rüstete sich auch Alma zur Abfahrt. Daß sie sich länger bei Winklers aufhielt, war nicht rathsam. Jedesmal, wenn die Klingel ging, fuhr ihr ein Schreck durch die Glieder, da es ja Sigismund sein konnte, der Einlaß begehrte. Und dann eilte sie mit pochendem Herzen in ihr Schlafzimmer und hockte dort, unruhig horchend, bis sie sicher war, den Gefürchteten nicht in der Wohnstube anzutreffen. Dieser Zustand ließ sich nicht lange ertragen, und gleich nach Tische schon fuhr sie mit Christine und den Kindern davon.

Es war ein milder Spätherbsttag und das welkende Laub hing noch mit dem Scheine vollen Lebens an den Bäumen; noch hatte kein Nachtfrost die letzten Gartenblumen zerstört; bunt schimmerte es hier und dort über die Hecken. So freundlich gab sich die Natur, als ob sie ganz und gar des nahen Winters vergessen hätte. Die Kinder jubelten; der unvermuthete Ausflug zu den Großeltern hatte sie über die Maßen aufgeregt. Sie erzählten der Tante Alma, was es draußen Alles zu sehen gebe, und wie es so hübsch und lustig sei in dem geräumigen Hause mit seinen vielen Stuben und Kammern und Ställen und Böden. Und Alma küßte die Plappermäulchen und fühlte sich getrost in ihrem Herzen, da sie das Bild einer guten Zukunft darinnen trug. Doch wurde sie nachdenklich nach einiger Zeit, nahm das Jüngste von Frau Christine auf den Schoß und betrachtete es mit einer ganz neuen Aufmerksamkeit.

„Ich kann es mir noch gar nicht denken," sagte sie plötzlich.

Christine wandte sie zu ihr. „Was?" fragte sie ahnungslos. Dann, als Alma das Blut in die Wangen schoß, errieth sie und wurde von einer großen Freude erfüllt. „Dem Himmel sei Dank!" rief sie aus und zog die junge Frau an sich. „Nun ist Alles gut!"

Und als sie spät am Abend zurückgekehrt war und sich mit ihrem Gatten allein befand, sagte sie: „Mir ist doch etwas schwül zu Muthe gewesen bei der Kur, die ich für unsere Freunde ausgesonnen hatte. Ich will es nur gestehen: vor der Stadt hätte ich am liebsten den Kutscher befohlen, umzukehren und geradeswegs zu Sigismund's Wohnung zu fahren. Es erschien mir auf einmal diese Trennung so gewagt, der gewünschte Erfolg so ungewiß, meine Verantwortlichkeit so riesengroß. Dann, im Laufe der Fahrt, erfuhr ich etwas, das mir alle Angst genommen hat. Einen heimlichen, aber sehr mächtigen Bundesgenossen hab' ich entdeckt. Sprechen wird er noch lange nicht; aber nur zu zeigen braucht er sich, und Du sollst sehen, wie leicht ihm gelingen wird, die Getrennten zu dauerndem Glücke zu vereinen. Es ist — es ist — nun, hast Du es noch nicht gerathen?"

„Dein Räthsel ist nicht schwer zu lösen," versetzte Anton, und fügte lächelnd hinzu: „Da siehst Du nun, Kind, welche Rolle in der Diplomatie unvorhergesehene Glücksfälle spielen!"

11.

Wenn Sigismund in den ersten Tagen nach Alma's Verschwinden die Vorfälle überdachte, welche an jenem unseligen Abende in kaum glaublicher Verkettung seine Ehe zerrissen hatten, so fühlte er sich versucht, an die Umtriebe eines boshaften Kobolds zu glauben. Nun, da er klar sah, kam ihm der ganze Verlauf der Dinge unsäglich albern und lächerlich vor, nicht zum wenigsten, weil die Direktrice der Akrobatentruppe darin eine Rolle spielte. Es schien doch kaum möglich, daß aus diesem Gewebe von Mißverständnissen und übler Laune etwas Schlimmeres hervorgegangen sein könne, als eine rasch vorübergehende Verstimmung, und er hoffte zuversichtlich von einem Tage zum anderen, daß Alma Nachricht zu ihm gelangen lassen werde, wo sie Zuflucht gefunden habe, und ihn auffordern, sich mit ihr zu versöhnen.

Dann indessen, als er nichts von ihr hörte, begann er, sich ernsthaft zu beunruhigen. Nicht ohne Rührung hatte er von jener guten That Alma's vernommen, aus welcher in der Folge das Unheil entstanden war. Unbegreiflich blieb ihm nur, weshalb sie nichts davon berichtet hatte, sie, die doch sonst über jedes kleine Abenteuer, das ihr unterwegs aufgestoßen, ausführlichst zu erzählen pflegte. Er suchte die arme Frau auf, deren Kind Alma sich angenommen, und durch sie erfuhr er von Alma's Geschenk. Nun freilich war ihm der Grund von Alma's Schweigen klar; sie fürchtete sich vor seinen Vorwürfen. Waren doch die Armbänder, abgesehen von ihrem sonstigen Werth, auch noch ein Geschenk von ihm! Aber noch etwas kam ihm in den Sinn. Alma konnte an jenem Morgen nur geringe Barschaft besessen haben, andernfalls würde sie nicht darauf gekommen sein, diese kostbaren Stücke zu opfern. Sie war also fast mittellos davongegangen, noch dazu belastet mit Tante Polly, die schwerlich reicher als sie, und für deren Unterhalt zu sorgen sie sich verpflichtet fühlte. Sigismund mußte annehmen, daß die geheimnißvolle Dame, welche der Direktrice ihre Beute abgejagt hatte, die beiden Flüchtlinge bei sich beherbergte. Er hatte damals Alma's Freundinnen vom Theater nicht aufgesucht, von der nachträglichen Erwägung geleitet, daß er damit vielleicht unnöthiger Weise seine ehelichen Widerwärtigkeiten an die große Glocke hänge; nichtsdestoweniger war er überzeugt, daß es nur eine Kollegin Alma's, eine Schauspielerin, sein könne, die sie, mit der diesem Völkchen eigenen Leichtfertigkeit, unter ihre Fittiche genommen habe und hüten werde, bis sich ein Engagement gefunden.

Indessen kam eine nach der anderen von diesen Kolleginnen, um Frau Randau einen Besuch zu machen. Sigismund empfing sie Alle selbst, argwöhnisch und scharf beobachtend. Doch Keine machte sich verdächtig; seine Mittheilung, Alma sei auf einige Zeit verreist, wurde in der unbefangensten Weise entgegengenommen. Er mußte sich gestehen, er sei mit seinen Muthmaßungen auf einer falschen Fährte gewesen.

Diese Einsicht vergrößerte seine Besorgniß. Was war aus Alma geworden? Und jene Dame, wer in aller Welt konnte sie sein? Sigismund ließ sich den Weg zum „Goldenen Anker" nicht verdrießen. Er forschte bei dem ganzen Personal des Hauses, von der Wirthin bis zum Hausknecht. Die Dame war allerdings gesehen worden; eine Magd hatte sie die Treppe hinauf gewiesen, eine andere hatte sie von oben wieder hinabgeschickt und ihr gerathen, im Gastzimmer nachzusehen; der Hausknecht erinnerte sich, daß sie zuletzt in den Wagen gestiegen sei. Keine dieser drei Personen jedoch wußte über das Aeußere derselben etwas anzugeben, als daß sie von stattlicher Figur gewesen sei. Und mit dieser Auskunft ließ sich doch nichts anfangen!

Niedergeschlagen, verstört kam Sigismund eines Abends zu Winklers. „Unverantwortlich habe ich gehandelt," klagte er sich an. „Dein Mißtrauen war zu entschuldigen, Anton, nicht das meinige. Auch hast Du mich schließlich gewarnt; ich aber — ich in meiner blinden Wuth — noch mehr erbittert, als ich ohnehin schon war, durch das Erscheinen der Schwiegermutter, dieses entsetzlichen Weibes, dessen Dasein mir verheimlicht worden war — ich wollte nicht hören und betrug mich wie ein hirnloser Narr! Daß Alma über mich empört war, daß sie verweigerte, mir eine Auskunft zu geben, die ich von vornherein nicht glauben zu wollen erklärte: ich kann es ihr nicht verdenken. Sie hat sich benommen, wie sie mußte, etwas hitzig zwar — nun ja, es ist ihr Temperament, und nur Fischblut konnte bei solcher Behandlung ruhig bleiben. Ich habe sie von mir getrieben und auf's Neue den Wechselfällen und Gefahren eines unsteten, ungeordneten Lebens ausgesetzt. Was ihr Uebles widerfahren wird: mein Gewissen wird mich anklagen, daran schuld zu sein. Und das ist es nicht allein. Als sie bei mir war, habe ich es an Geduld fehlen lassen. Meine Liebe hat sich nur gezeigt als ein loderndes Strohfeuer, das plötzlich in hellen Gluthen emporschlägt und dann über kalten Aschenresten rasch erlöscht. Und wenn ich tadelte, hatte ich auch nicht immer Recht. Es hätte sich für mich geziemt, billig zu sein und Alma's Eigenart und vernachlässigter Erziehung Rechnung zu tragen. Aber ich bin in meiner ersten Ehe verwöhnt worden; Lina war ganz Unterwerfung; sie sah zu mir empor wie zu einem Gott, wenn ich so sagen darf. Und wie sehr Mensch bin ich doch — ein mangelhafter, unvollkommener, irrender Mensch!"

Anton berichtete die Aeußerungen, welche Alma gegen ihn gethan, nachdem an jenem Abende Sigismund das Zimmer verlassen hatte.

„Wahr, Alles wahr!" rief der reuige Ehemann. „Das arme Wesen! Keinen Freund hat sie gehabt, keine Freundin — nur einen anspruchsvollen Liebhaber. Daß sie da nicht an Rückkehr denkt, wer wollt' es ihr verargen? Und doch: wenn sie nur wüßte, wie ich leide, sie würde nicht unversöhnlich sein! Wie soll ich's nur ertragen? Kein Pinselstrich glückt mir; aus der Arbeit fall' ich in's Brüten; versuche ich zu lesen, so wandern meine Gedanken von dem Buche hinweg. Kurz, ich bin ein elender Mensch!"

Einige Tage später empfing er ein Briefchen von Alma, in der Stadt zur Post gegeben.

„Sorge Dich nicht um mich," schrieb sie, „ich bin wohl aufgehoben. Eine Weile muß ich Dir fern bleiben; das Schicksal will es so. Es ist zu unserem Besten. Denke an mich ohne Schmerzen; ich lebe für Dich, wenn auch getrennt von Dir. Forsche nicht nach mir; es hilft Dir doch nichts. Willst Du mir aber schreiben, so habe ich nichts dagegen. Briefe an ‚Alma, postlagernd, Hauptpostamt', gelangen an mich; auch sollen sie beantwortet werden."

Frohlockend wies Sigismund die Lebenszeichen bei Anton vor. „Noch weiß ich mir zwar nicht zu deuten, aus welchen Gründen Alma eine längere Trennung über sich und mich verhängt hat," sagte er, „aber es dämmert mir die Einsicht auf, daß man ein Glück einmal entbehren muß, um es schätzen zu lernen. Und ihre Gesinnung gegen mich ist eine freundliche; sie wünscht Nachricht von mir; sie will den brieflichen Verkehr fortsetzen. Ich will mich ihrer Grille fügen; was könnte ich Besseres thun? Jedenfalls ist mir eine große Last von der Brust genommen; ich hoffe wieder und sehe die Welt in Farben."

Und die Briefe flogen hin und her und wurden immer länger und inniger. Anfangs wurde es Alma schwer, sich geläufig auszudrücken, namentlich da sie sich in Acht nehmen mußte, von ihrer Umgebung und der Art ihres Lebens zu viel zu verrathen. Doch erwies sich gerade dieser Zwang als fördernd für sie. Anton hatte sie mit Büchern versehen; sie las viel und lernte mit Nachdenken lesen. Der Gewinn an Gedanken, dessen sie sich bald bewußt wurde, machte ihr Freude. Nun schimmerte das Neuerworbene in ihren Briefen durch; es mengten sich gelegentliche Bemerkungen, kurze Betrachtungen ein, die dem aufmerksam lesenden Sigismund Kunde davon gaben, daß in ihr ein sinnender Ernst an die Stelle der früheren flüchtig-oberflächlichen Auffassungsweise getreten war. Diese Veränderung erfüllte ihn mit hoher Freude; er konnte nicht unterlassen, solche Stellen, die ihm vorzüglich gefielen, Christinen mitzutheilen, und hörte gerne das Lob, welches diese der wachsenden Einsicht, den verständigen Urtheilen seiner Frau zollte. Aber ein Räthsel war es ihm doch, dies rasche Fortschreiten Alma's zu einer tieferen Bildung, um so mehr, als in dem Ton ihrer Briefe auch eine Läuterung des Gemüths, eine Wandlung zu echt weiblichem Empfinden unverkennbar war. Es waren da geheime Einflüsse thätig, von denen er sich keine Rechenschaft zu geben vermochte.

Einst fragte er Christine darüber, und setzte sie dadurch in nicht geringe Verlegenheit. „Was weiß ich?" antwortete sie nach einigem Zögern. „Wir Frauen sind von Manchem abhängig, was euch Männern niemals nahe tritt. Ihr werdet uns nur verstehen, wenn ihr bedenkt, daß wir eben Frauen sind, ein Geschlecht, das von der Natur seine ganz besondere Stellung erhalten hat und im Laufe seines Erdenwallens zu allerlei Verwandlungen geführt wird."

Mit diesem Bescheide mußte Sigismund sich zufrieden geben; doch war er darnach nicht klüger als zuvor, keine Ahnung des wirklichen Sachverhaltes dämmerte ihm auf.

Einmal machte er auch den Versuch, die Person abzufangen, welche seine Briefe an Alma auf der Post abforderte. Einen ganzen Vormittag trieb er sich in der Nähe des Schalters umher, mit der Absicht, diese Ueberwachung so lange fortzusetzen, bis er Erfolg haben würde. Dabei überraschte ihn Christine und fragte ihn möglichst unbefangen, was er dort suche. Und als er es ihr erklärte, lachte sie ihn aus. „Alma wird längst Weisung gegeben haben," sagte sie, „Ihre Briefe direkt an sie zu befördern. Denn daß sie sich noch hier in der Stadt befindet, glauben Sie doch längst nicht mehr."

„Aber eine Freundin muß sie doch haben, die ihre eigenen Briefe hier zur Post gibt," verharrte Sigismund.

„Auch das ist nicht nöthig. Irgend ein Kaufmann, dem sie ihre Kundschaft zugewandt hatte, kann ihr diesen kleinen Dienst leisten."

Gewiß: Christine hatte Recht, und Sigismund spionirte nicht wieder. Um die Jahreswende aber fragte er an, ob er jetzt nicht auf eine baldige Rückkehr Alma's hoffen dürfe. Sie antwortete, er müsse noch Geduld haben, da sie ihn mit einem Angebinde zu überraschen gedenke, das erst später eintreffen könne und dann in ihren gemeinschaftlichen Besitz übergehen sollte. Diese Stelle verursachte Sigismund viel Kopfzerbrechen. „Was mag sie nur meinen?" fragte er Christine. (Schluß folgt.)

Felix Schweighofer.

(Mit Porträt auf Seite 361.)

Der vortreffliche komische Charakterdarsteller Felix Schweighofer, der neben Girardi lange Jahre der volksthümlichste und beliebteste Schauspieler Wiens war, und auch in Deutschland auf seinen Gastspielreisen überall Lorbeeren und rauschenden Beifall geerntet hat, ist im Jahre 1842 zu Brünn in Mähren geboren. Er wurde zuerst Kaufmann, dann Beamter der Staatsbahn, bis ihn um die Mitte der sechziger Jahre der Zauber des Bühnenlebens veranlaßte, seine Stellung aufzugeben, um Schauspieler zu werden. Anfangs hatte er, wie so viele seiner Kollegen, mit ungünstigen Verhältnissen und dem Mangel an Anerkennung zu kämpfen. Erst 1870, nach einem mehrjährigen rastlosen Wanderleben von einer kleinen Bühne zur andern, begann der Aufschwung mit seinem Engagement am Theater zu Graz, und nun ging es von Staffel zu Staffel empor. 1871 kam er an das Strampfertheater in Wien, wo er fünf Jahre mit immer steigender Beliebtheit wirkte, trat dann in den Verband des Theaters an der Wien und später in den des Karltheaters ein. Seit etwa zwei Jahren lebt er in seiner Villa zu Dresden als Privatmann ohne festes Engagement, und verläßt sein trauliches Künstlerheim nur, um Gastspielreisen zu unternehmen.

Die Schlacht bei Aspern.

(Mit Abbildung.)

Aus der Zeit der Demüthigung und Schmach, in welche die siegreichen Waffen Napoleon's I. Deutschland gestürzt hatten, hebt sich wie ein glänzender Hoffnungsstern die Schlacht bei Aspern hervor, welche bewies, daß der französische Eroberer doch nicht unüberwindlich war. Am 13. Mai 1809 war Napoleon als Sieger in Wien eingezogen. Nur Erzherzog Karl von Oesterreich hielt noch das Feld mit einem Heere, und gegen ihn wendete sich nun Napoleon, um auch diesen letzten Gegner zu zerschmettern. Die Schlacht begann am Nachmittag des 21. Mai, indem Erzherzog Karl die Franzosen während ihres Ueberganges über die Donau angriff, sie zurückwarf und nach stundenlangem Kampfe Aspern nahm. In der Nacht, die vorläufig dem Ringen ein Ende machte, gelang es Napoleon, den größten Theil seines Heeres an das linke Donauufer überzusetzen, und so begann am Morgen des 22. die Schlacht auf's Neue. Auf beiden Seiten wurde mit Aufbietung aller Kräfte gefochten; einmal stellte Erzherzog Karl sich sogar selbst mit der Fahne in der Hand an die Spitze der wankenden Bataillone und drängte die Franzosen zurück. Die Schlacht bei Aspern, so genannt nach dem Dorfe, um welches am heftigsten gerungen wurde, veranschaulicht unser Bild (nach einem im Wiener Invalidenhause befindlichen Wand-



Die Schlacht bei Aspern.

gemälde von Peter Krafft). Erzherzog Karl mit seinem Stabe nimmt den Mittelpunkt desselben ein, wie es dem Sieger gebührt. Doch vermochte er seinen Sieg nicht auszunutzen und erlag den Franzosen in der mörderischen Schlacht bei Wagram am 5. und 6. Juli, womit auch das Schicksal Oesterreichs besiegelt war.

Das Kamerungebirge.

(Mit Bild auf Seite 365.)

Die ganze westafrikanische Küste hat keinen Punkt, welcher sich an landschaftlicher Schönheit mit Kamerun messen könnte. Kommt man zu Schiff von Westen her und steuert durch die Straße, welche die spanische Insel Fernando Po vom Festlande trennt, so öffnet sich links die Ambasbai mit den Inseln Ambas und Mandaleh; von letzterer aus hat man einen großartigen Blick auf das Kamerungebirge, wie ihn das Bild auf S. 365 dem Leser vor Augen führt. Das Kamerungebirge ist vulkanischen Ursprungs und steigt in seinem höchsten Gipfel, dem Mongo ma lobah oder Götterberge, bis zu 4190 Meter Meereshöhe auf. In dem weiten Krater dieses Berges befinden sich zwei Auswurfskegel, aus denen jedoch seit Menschengedenken keine Lavaausbrüche mehr vorgekommen sind, nur erkaltete Lavaströme ziehen sich an den Flanken des Berges hin, und Schwefeldämpfe ausstoßende Spalten beweisen, daß die innere Gluth noch keineswegs erloschen ist. Wolken umhüllen oft die oberen Gipfel des Kamerungebirges, dessen Fuß rings von dichtem tropischen Urwald umgeben ist.

Das unheimliche Schloß.

Skizzen aus dem Leben und Treiben eines Sonderlings.

Von F. **Meister**.

Es war im Juni des Jahres 1830 und in Paris herrschte Verwirrung und Schrecken. König Karl X. und seine Minister, namentlich der vielgehaßte Polignac, hatten durch schwer drückende Gesetze einen Zustand der Dinge geschaffen, der eine Revolution unvermeidlich erscheinen ließ. Die Presse wurde hart gemaßregelt, harmlose Menschen wurden zu politischen Verbrechern gestempelt und als solche verfolgt und bestraft, und so geschah es, daß viele friedliche Bewohner, aus Furcht, ihre Freiheit oder gar ihr Leben zu verlieren, ihr Heil in der Flucht suchten.

Ein besonders scharfes Augenmerk hatten die Schergen Polignac's auf die Zeitungsschreiber gerichtet, deren einem der Boden endlich so heiß unter den Füßen wurde, daß er bei Nacht und Nebel in Gesellschaft eines gleichfalls verdächtigen jungen Offiziers aus seiner Wohnung entwich und den ihn belauernden Gendarmen auch glücklich entkam. Die Flüchtlinge hatten sich weder mit Geld noch mit Nahrungsmitteln versehen können; Tage lang strichen sie in den Feldern und Gehölzen bei Paris umher, aus einem Versteck in's andere schleichend, bis sie endlich vor Hunger fast aufgerieben waren. Sie beschlossen daher, auf jede Gefahr hin sich Nahrung und Obdach zu verschaffen, da sie sonst auch ohne Zuthun Karl's X. und seiner Gendarmen dem sicheren Untergange verfallen waren.

Am Abend des vierten Tages ihres Umher-



Das Kamerungebirge von der Insel Mandaleh aus gesehen. (S. 364)

irrens gewahrten sie, aus einem Wäldchen tretend, vor sich die Umfassungsmauern eines Parkes. Entschlossen, das Aeußerste zu wagen, überkletterten sie die Mauer mit großer Mühe und sahen sich nun in einem Dickicht von Baum und Busch, durchkreuzt von vielfältig gewundenen schmalen und dunklen Wegen. Sie schritten eine Weile auf denselben dahin, um zu finden, daß sie sich zumeist im Kreise bewegten und immer wieder dorthin zurückkehrten, von wo sie ihre Wanderung begonnen hatten.

Die Flüchtlinge brauchten einige Zeit, um sich aus dem grünen, offenbar vorsätzlich angelegten Labyrinthe herauszuwinden und gelangten endlich auf eine Lichtung, die sich als ein weites, von Säulengängen umgebenes Rondel herausstellte, in dessen Mittelpunkt ein kleiner Tempel stand. Ringsum herrschte tiefe Stille, kaum unterbrochen von dem leisen Blattgesäusel in den Kronen der alten Bäume. Am Himmel zögerte noch der letzte verglühende Abendschimmer, balsamische Blüthendüfte durchwogten die regungslose Luft, und die beiden jungen Männer wähnten sich wie von einem Traume umfangen, als sie, näher hinzutretend, in dem kleinen offenen Marmortempel einen silberhaarigen Greis sitzen sahen, der, in altgriechische Gewänder gehüllt, ruhig in einem Buche las.

Sie blieben schweigend vor dem Tempel stehen, bis der Greis, aufblickend, sie gewahrte. Er klappte sein Buch zu und begrüßte sie mit freundlicher Verneigung.

Der Offizier trat vor, grüßte und begann: „Wir sind politische Flüchtlinge; Hunger und Noth haben uns in diesen Park getrieben. Wenn Sie der Eigenthümer desselben sind, mein Herr, so bitten wir um Verzeihung; zugleich beschwören wir Sie bei Allem, was Ihnen theuer ist, uns nicht zu verrathen, eine Auslieferung an Polignac wäre gleichbedeutend mit unserer Ermordung. Haben Sie Mitleid, gewähren Sie uns Ihren Schutz und, vor Allem, geben Sie uns etwas zu essen!"

„Sie befinden sich hier an einer Stätte des Friedens und der Gastfreundschaft," entgegnete der Greis ernst aber gütig. „Was Sie bedürfen, soll Ihnen werden."

Er schlug mit einem kleinen Hammer auf eine silberne Glocke, die auf einem Mamortischchen stand; ein Diener in eleganter Livree trat aus der Kolonnade und nahm einige mit leiser Stimme gegebene Befehle entgegen. Dann bedeutete der Greis die Flüchtlinge durch eine Handbewegung, dem Diener zu folgen, der den Beiden nunmehr voranschritt, einem schloßartigen Gebäude zu, welches ab und zu durch die Baumlücken sichtbar ward. Sie kamen an herrlichen Blumenbeeten, an bunten Muschelgrotten und marmorgefaßten Teichen vorüber, als sie aber den Diener nach dem Namen ihres Wohlthäters, des Besitzers all' dieser Herrlichkeiten, fragten, zuckte derselbe die Achseln und deutete auf seinen Mund, so daß sie annehmen mußten, daß er stumm sei.

In der Nähe des Schlosses angelangt, bückte der Diener sich plötzlich und ging in eine niedere Grotte hinein, die am Wege in einer Hügelwand lag. Die jungen Leute folgten ihm und sahen sich nun in einer dunklen Höhle, in der sie ihren Führer nur mit Mühe erkennen konnten. Nach einigen Schritten trat derselbe schnell auf die Seite, die Flüchtlinge hörten den nervenerschütternden Krach einer zuschlagenden Eisenthür, und schwarze Nacht umgab sie.

Sie standen von Entsetzen gepackt; sie waren gefangen. Sie vernahmen das brausende Toben stürzender Wasser, untermischt mit Lauten, wie sie der heulende Sturmwind hervorbringt, nach und nach aber wurde es stiller.

Als ihre Augen sich an die Finsterniß gewöhnt hatten, entdeckten sie vor sich einen Gang, der auf ein schwach erschimmerndes Licht zuführte. Vorsichtig tastend, gingen sie zwischen den Felsblöcken, welche die Wände des engen Höhlenganges bildeten, vorwärts; dem Lichte näher kommend, sahen sie über demselben eine Inschrift an der Wand; dieselbe lautete:

„Heilig ist die Gastfreundschaft!
Was immer Dir hier begegnen mag,
o Fremdling,
Fürchte Dich nicht!"

Während sie noch die Inschrift betrachteten, verschwand dieselbe, und mit ihr auch das Licht; von Neuem umgab sie dichte Finsterniß, und tiefes Erstaunen erfüllte sie.

Nach einer Weile sahen sie von einer anderen Seite her ein Licht auf sich zukommen; dasselbe trug ein Mann, gekleidet in langes, schwarzes Gewand, das mit allerlei kabbalistischen Zeichen bedeckt war; Kopf und Gesicht verhüllte eine Kappe, die zu dem Gewande paßte. Wie vorher der Diener, so redete auch er kein Wort; er verneigte sich und winkte den Beiden, ihm zu folgen. Das Geräusch des stürzenden Wassers und des Sturmes hörte ganz auf, statt dessen ließ sich aus unbekannten Fernen jetzt eine liebliche Musik vernehmen.

Langsam schritten sie vorwärts, durch vielfältige Verschlingungen und Windungen des engen Ganges, immer hinter dem Wachslicht des Führers her. Endlich langten sie vor einer kleinen Treppe an, die aufwärts führte. Der Führer ergriff einen schweren Klopfer, der neben dem Thürpfosten hing, und seine Schläge erweckten das Echo in den dunklen Höhlen und Gängen, die hinter ihnen lagen.

Dann war Alles wieder todtenstill. Plötzlich aber erhob sich allenthalben ein entsetzliches Geschrei und Gekreisch, Gestöhn und Gewimmer, Geröchel und Kettengerassel, und dazu begann das Heulen des Sturmwindes von Neuem, so daß unseren Flüchtlingen das Blut erstarrte, und das Haar zu Berge stieg. Die eiserne Thür sprang auf, der Vermummte schritt voran, sie folgten ihm und weiter ging's durch einen langen Gang und durch eine zweite Thür, die bei ihrem Nahen sich von selber aufthat.

Wieder lag ein Höhlenweg vor ihnen; am Ende desselben stand der Führer still, verneigte sich, trat zur Seite und deutete ihnen, auf die nächste Thür weisend, an, daß sie nunmehr ihren Weg allein fortzusetzen hätten. Die Freunde öffneten diese Thür und befanden sich, eintretend, in einem großen Gemach, dessen Fenster sich nach dem Park öffneten. Die Aussicht aber interessirte sie nicht im Mindesten, denn vor ihnen prangte ein gedeckter Tisch, reich besetzt mit den verlockendsten Speisen und Getränken, und an der Wand standen schwellende Ruhebetten, den erschöpften Irrfahrern ein hoch willkommener Anblick.

Ohne noch lange ein Wort über die seltsame, ja unerhörte Einführung in diesen gastlichen Raum zu verlieren, machten sie sich mit dem Eifer Verschmachtender über die Speisen her, und nachdem sie sich gesättigt hatten, warfen sie sich auf die Ruhebetten und versanken bald in den tiefen Schlaf der Erschöpfung.

Sie schliefen ruhig und lange; wie lange, das wußten sie nicht. Als sie endlich erwachten, war die Tafel neu gedeckt und mit Lichtern versehen worden; da sie aber keinen Hunger mehr verspürten, machten sie sich an die Besichtigung des Zimmers. Den brennenden Kerzen nach mußte es Nacht sein; ihre Uhren, die während ihres langen Schlafes stehen geblieben waren, gaben ihnen über die Zeit keine Auskunft. Jetzt fiel ihnen auf, daß das Zimmer nunmehr weder Thüren noch Fenster hatte, und doch schien es derselbe Raum zu sein, den sie betreten hatten, als der vermummte Führer sie verließ. Es überkam sie wieder wie Furcht, obgleich sie nun unzweifelhafte Beweise von dem Wohlwollen ihres Gastfreundes hatten; vergeblich suchten sie an den Wänden einen Auslaß zu entdecken, und während sie noch damit beschäftigt waren, erhob sich ein neuer Graus: ein Regensturm innerhalb dieser verschlossenen vier Wände.

Ein Wirbelwind verlöschte die Kerzen, Blitze zuckten, Donnerschläge erschütterten das Gebäude und Regengüsse stürzten auf die ebenso erstaunten wie erschreckten Gäste hernieder, die sich nicht anders zu helfen wußten, als in der Finsterniß unter den Tisch zu kriechen, um dem Regen wenigstens einigermaßen zu entgehen.

Nach und nach legte sich dieses eigenthümliche Unwetter, ein Lichtschimmer zeigte sich im Gemach, und ihre Blicke fielen auf ein großes Bild an der Wand, das sich zu bewegen und wie in Zapfen zu drehen anfing. Es zeigte sich an seiner Stelle eine Oeffnung in der Wand, und in derselben stand der vermummte Führer, der sie in dieses unheimliche Speisezimmer geleitet hatte.

„Der Schloßherr erwartet seine Gäste!" rief er mit tönender Stimme zur Oeffnung herein. Die Freunde schickten sich eilfertig an, ihm zu folgen.

„Ich bitte zunächst nur einen der Herren, mit mir zu kommen," sagte der Führer. „Den anderen hole ich später."

Die Flüchtlinge sahen einander an; man wollte sie trennen — der Gedanke erfüllte sie hier in diesem an unheimlichen und geheimnißvollen Geschehnissen so reichen Orte mit Unruhe. Der Vermummte aber stand schweigend und wartete. Sie sagten sich, daß eine Weigerung oder gar Widerstand ihnen kaum helfen würde; der Journalist trat daher vor und sagte: „So will ich nun diesmal der Erste sein."

Der Führer schritt eine kurze Strecke vor ihm her, dann blieb derselbe stehen, reichte ihm die fackelähnliche Wachskerze, öffnete einen eiserne Thür, nöthigte ihn die Schwelle zu überschreiten, und verschloß dann, selber draußen bleibend, die Thür hinter ihm. Der Raum, in welchem der junge Mann sich nunmehr befand, war ein tunnelgleich gewölbter Gang, der nach abwärts führte. Nach kurzer Wanderung sah der Journalist sich im hellen Sonnenschein, im duftenden Park und unter den alten, rauschenden Bäumen, die ihn und seinen Freund begrüßt hatten, als sie über die Mauer hereingestiegen waren.

Unter einer herrlichen schattigen Platane saß vor einem reich besetzten Tische der alte Herr, den sie in dem kleinen Tempel angetroffen hatten, wo er, gekleidet wie ein Zeitgenosse des Sokrates, in einem Buche gelesen. Jetzt trug er sich, wie jeder andere wohlhabende Mann damals sich zu kleiden pflegte.

Wenige Minuten später erschien auch der Offizier unter der Platane. Er hatte denselben Weg zurücklegen müssen, den vor ihm sein Gefährte gegangen war.

Die Freunde erkannten nun sehr bald, daß sie die Gastfreundschaft eines Sonderlings genossen, über dessen Leben und Charakter in Paris die verschiedenartigsten Gerüchte herumschwirrten und über den auch ihnen bereits manches zu Ohren gekommen war. Immerhin brauchten sie im Hause desselben nicht zu verhungern, viel eher wäre hier ein Ableben infolge von Unmäßigkeit möglich gewesen, denn der Herr des Schlosses war kein Anderer als Grimod de la Regnière, einer der seltsamsten Menschen, die jemals gelebt haben.

— — — — — — — — — —

Regnière war im Jahre 1758 zu Paris geboren, war Advokat im Pariser Parlament gewesen, Mitglied vieler gelehrter Gesellschaften und hatte schriftstellerisch Bedeutendes geleistet. Im Jahre 1786 wurde er wegen einer gegen

Fabian de St. Auge veröffentlichten satirischen Schrift aus Frankreich verwiesen; nach der Revolution aber kehrte er zurück, lebte lediglich in literarischen Kreisen und verfaßte zahlreiche gastronomische Werke. Nach dem Fall des Kaiserreiches zog er sich in sein Schloß zu Villers sur Orge zurück. Er umgab den großen Park desselben mit einer festen Mauer, er erbaute Tempel und Kolonnaden, Grotten und labyrinthische, unterirdische Felsgänge und ließ mit ungeheuerem Kostenaufwande die Maschinerie und die Vorrichtungen anbringen, vermittelst welcher die Ueberraschungen und Schrecken in's Werk gesetzt wurden, mit denen er seine Gäste bewillkommte.

Das Glück war den beiden Flüchtlingen günstig gewesen, als es ihre Schritte nach Villers sur Orge lenkte; der Schloßherr beherbergte sie eine lange Zeit, bis die Juli-Revolution ausgebrochen war, und sie ohne Furcht nach Paris zurückkehren konnten.

Ein sonderbares Geschäft.

Amerikanische Skizze von **E. O. Hopp.**

(Nachdruck verboten.)

Ob die viel erzählte Geschichte von dem Manne, der sich davon ernährte, daß er sich als Vierzehnten vermiethete, wenn irgendwo bei Tische nur dreizehn Gäste sich zusammengefunden hatten, wahr ist, wollen wir nicht verbürgen. Dagegen gibt es eine ganze Zahl sonderbarer Geschäfte, deren Vorhandensein vielen Lesern unbekannt sein dürfte, und deren Existenz verbürgt ist.

In New-York wurde ich mit einem der berühmtesten Reporter, einem Irländer, bekannt, der mich einst, nachdem wir gerade über die allerlei merkwürdigen Geschäfte, die in Amerika betrieben werden, gesprochen hatten, einlud, ihn andern Tages zu besuchen.

„Haben Sie schon jemals von einem Maler gehört, der ‚blaue' Augen bemalt?" frug mich Mr. Blakely, der Reporter, als ich bei ihm eintrat, um ihn abzuholen.

„Blaue Augen?" erwiederte ich. „Was meinen Sie damit?"

„Nun, sehen Sie diese Lady hier" — damit wies er auf ein junges irisches Mädchen, das in einer Ecke saß und ein Tuch um das eine Auge gebunden hatte — „Mary Ann hat Unglück gehabt, sie ist in eine Rauferei hineingezogen worden und hat ein ‚blaues' Auge davongetragen, und mich nun gebeten, sie zu Mr. Morgan zu begleiten. Kommen Sie, wir wollen aufbrechen."

Mary Ann ging voran; nach einer Viertelstunde kamen wir in die Boweryſtraße. Bei Numero sechsundneunzig machten wir Halt; dort befand sich ein sauberes Porzellanschild, das die Worte: „J. Morgan, Painter" (Maler) enthielt. Wir klingelten und traten ein.

Es war ein ziemlich großes, natürlich nach amerikanischer Sitte mit Teppichen belegtes und daher staubiges Gemach, in dem zahlreiche Kopien von Porträts, auch einzelne Landschaften hingen, alle mit prächtigen Rahmen versehen. Der Künstler, Herr Morgan, hatte ein unternehmendes fuchsartiges Gesicht und trug eine schwarze Sammetjoppe.

„Dieses Mädchen hier," sagte Blakely, „hat bei einer Rauferei ein ‚blaues' Auge davongetragen. „Ich wollte Sie bitten, es zu beseitigen."

Der Künstler verbeugte sich schweigend. Mary Ann nahm ihr Tuch ab; guter Gott, einen tüchtigen Schlag mußte sie erhalten haben, denn die ganze Umgegend des Auges war entzündet und begann nicht nur in blauem, sondern auch in grünem, gelbem und schwarzem lieblichen Farbenwechsel zu schimmern.

„Sie dient bei einer vornehmen Herrschaft nebenan bei mir," sagte Blakely erklärend, „und fürchtet ihren Dienst zu verlieren, wenn die Dame des Hauses sie in solchem Zustande erblickt."

Mary Ann hatte auf eine Handbewegung des Künstlers hin in einem großen Lehnsessel Platz genommen, einem Stuhle, dessen Hinterlehne, wie bei Zahnärzten, verstellbar war. Morgan hieß sie das Auge zwanglos schließen; dann überpinselte er die ganze Umgebung des Auges mit einer fast wasserhellen, augenscheinlich schnell trocknenden Flüssigkeit. Nach zwei Minuten war das gethan; er holte darauf mehrere Näpfchen herbei und widmete sich seiner Aufgabe mit großer Genauigkeit und Emsigkeit, indem er bald einen dunkleren, bald einen helleren Fleischfarbenton nach dem andern auftrug und schließlich das Ganze wieder mit einer durchsichtigen Flüssigkeit übermalte. Die Gesammtoperation dauerte gegen zehn Minuten. Als Mary Ann aufstand, war an ihrem Auge nicht die geringste Spur einer Verletzung wahrzunehmen. „Acht Tage nicht mit Wasser waschen," sagte Herr Morgan zu dem Mädchen, „und darauf mit warmem Essig leicht betupfen; dann wird Alles gut sein."

Auf einen Wink Blakely's entfernte sich das Mädchen dankend.

Blakely zog das Portemonnaie. „Was bin ich schuldig?" frug er.

„Mädchen dieser Klasse," sagte der Künstler, „pflegen fünf Dollars zu zahlen."

Blakely reichte ihm zehn, die Herr Morgan dankend einsteckte.

„Und nun gestatten Sie mir vielleicht noch ein paar Fragen zu stellen," begann mein Freund.

„Mit Vergnügen," erwiederte der Maler, „nehmen die Herren doch Platz! Sie sind von der Presse, wie ich vermuthe?"

„Richtig taxirt," entgegnete Blakely. „Treiben Sie diese — sonderbare Kunst schon lange?"

„Sieben Jahre ungefähr. Ich bin erst langsam und ganz allmälig in die Branche sozusagen hineingedrängt worden, da ich sah, daß das Geschäft gut ging. Es dauerte lange, bis ich den nöthigen Ruf, die Kundschaft, erworben hatte. Jetzt bin ich der Einzige, der ‚blaue' Augen bemalt. In der Greenstraße ist ein Konkurrent für mich erstanden, aber es ist ein Pfuscher, seine Bemalung hält nicht Stand, während ich für mindestens eine Woche garantire."

„Gibt es wirklich so viele ‚blaue' Augen?" warf ich schüchtern und zweifelnd ein.

Der Maler sah mich etwas mißbilligend an. „Immer," entgegnete er; „besonders häufig freilich nach großen Festlichkeiten. Am Tage nach der bekannten Sankt Patricksprozession habe ich regelmäßig ein Dutzend Augen zu verschönern. Nach irischen Taufen, Begräbnissen und anderen Familienfeiern kommt stets der eine oder der andere Kunde. Auch Deutsche sprechen nicht selten vor. Neulich war sogar ein bekannter Bankier aus Wall-Street (der Straße, wo die großen Finanzgeschäfte sich befinden) bei mir, der im Dunkeln gegen eine scharfe Thürkante gerannt war und in Gesellschaft gehen wollte. Sie begreifen — mit grün und gelben oder schwarzen Farbenkonturen um das Auge konnte er das nicht, er wäre sonst in den Verdacht gerathen, Prügel erhalten zu haben. Diese Unglücksfälle sind gar nicht so selten; meistens stammt natürlich das ‚blaue' Auge von einem Faustkampfe her, und da das Boxen hier vielfach, auch von wohlhabenden jungen Männern als Sport betrieben wird —"

„Wozu haben Sie aber diese Gemäldegallerie hier?" unterbrach Blakely seinen Redefluß.

„Es ist das ein kleines Nebengeschäft," sagte der Künstler. „Ich verleihe diese Kopien an anständige Familien, die ihre Wohnung für festliche Gelegenheiten passend ausschmücken wollen und keine Gemälde besitzen. Auch Ahnenbilder liefere ich auf Verlangen."

Wir erhoben uns.

„Wenn Sie einmal Gelegenheit haben sollten," bemerkte Herr Morgan zum Schluß mit einem feinen ironischen Lächeln, „stehe ich Ihnen gern zu Diensten — ich will zwar nicht hoffen —"

Wir schieden lachend aus dem „sonderbaren" Geschäfte.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Der erste Schuß im siebenjährigen Kriege wurde aus einer Pistole auf preußischer Seite abgefeuert, der den Schuß that, war ein Schweizer, und der Erfolg gipfelte dabei in der Einnahme einer sächsischen Bergfestung, was gewiß im allgemeinen Zusammenhange recht sonderbar erscheint. Noch kurioser und schnurriger sind aber die Einzelheiten dieser kriegsgeschichtlichen Leistung. Lassen wir dieselben hier folgen als ein Bild aus längst vergangener Zeit.

Beim Ausbruch des siebenjährigen Krieges und gleichzeitigen Ueberraschungseinmarsch der Preußen in Sachsen, lag der unter Leitung des Generallieutenants v. Lestwitz vordringenden preußischen Kavalleriebrigade die sächsische Bergfestung Stolpen recht unbequem im Wege. Derselben auf vorgeschriebener Marschrichtung entsprechend auszuweichen durch Einschlagung anderer Straßen war nicht gut möglich. Man berieth nun, ob man nicht recht dicht unten am Fuße des Berges den beschleunigten Vorbeiritt wagen sollte, um so den Wirkungen der etwa oben abgefeuerten Salven besser entgehen zu können. Der damalige Oberstlieutenant v. Warnery, ein geborener Schweizer, wollte jedoch einen kecken Handstreich wagen und erbat sich zu diesem Zwecke einen Husaren und einen Trompeter, denen in einiger Entfernung dann noch ein Offizier mit weiteren zwanzig Husaren folgen sollte. Warnery ritt mit dem Husaren und dem Trompeter dem Festungsthore zu, ohne zu bemerken, daß inzwischen der Offizier mit seinen zwanzig Mann auf nachträglich ergangenen Gegenbefehl hatte umkehren müssen. Derselbe hatte keine Gelegenheit, seinem schon zu weit vorangegangenen Oberstlieutenant davon Kunde geben zu können. Ursprünglich bestand der Plan nur darin, den Festungskommandanten mit vorgeblichen Uebergabeverhandlungen so lange hinzuhalten, bis unten am Berge die preußische Kavallerie vorübergeritten wäre. Allein die Gelegenheit reizte dann doch zu sehr zur Verübung toller Streiche, als daß Warnery hier nicht wieder seinen schwungvollen Unternehmungsgeist auf schnurrige Weise bekundet hätte.

Ein Major v. Bayer hatte sich dem Verwegenen noch hinzugesellt, und als man auf dem Wege einen Soldaten von der Festungsbesatzung erreichte und ausfrug, vernahmen die Eroberungslustigen, daß die Wachen dort oben wohl Gewehre, aber keine Patronen hätten. Diese Nachricht hatte gerade noch gefehlt. Bald darauf wurden die beiden Schildwachen vor dem Schlagbaum der Festung mit vorgehaltenen Pistolen so überrascht, daß sie auf Geheiß ihre Gewehre in den Graben werfen und auf weitere Weisung und Drohung querfeldein davonrennen mußten. Ein Säbelhieb zerschlug dann das Zugseil der nächstbefindlichen Alarmglocke, und nun wurden die an der Zugbrücke befindlichen Schildwachen ebenso überrumpelt und darauf unbewaffnet davongejagt. Unter der Thorwölbung nahte ein kritischer Augenblick. Warnery schrie dort mit voller Kraft: „Marsch! Marsch!" weil er die zwanzig Husaren noch hinter sich vermuthete. Dadurch aufmerksam gemacht, wollte der auf Thorwache befindliche Unteroffizier mit einigen seiner Leute zu den im Thorgang hängenden Gewehren eilen; die an der engen Thür ihnen entgegengehaltenen Pistolenläufe wirkten jedoch so einschüchternd, daß der abgesessene Husar unterdessen auch diese Gewehre in den nahen Festungsgraben hinabwerfen und dann an der Hinausweisung der Entwaffneten theilnehmen konnte. Der Husar mußte am Festungseingange als Wache bleiben, während Oberstlieutenant v. Warnery mit dem Trompeter zum inneren Hauptplatz der Festung hinaufritt und dort zum Appell blasen ließ. Der Kommandant der Bergveste, ein General v. Liebenau, erschien nun und frug: was dies bedeuten solle?

Warnery entgegnete: die Festung sei jetzt in preußischen Besitz gerathen, und er solle sich ungesäumt ergeben. Der General zog statt dessen seinen Degen, wollte sich vertheidigen und rief dem in einem nahen Kellerraume befindlichen Rest der Besatzung zu, man solle diese Feinde entweder gefangen nehmen oder niedermachen. Daraufhin sah sich Warnery veranlaßt, seine Pistole auf den General abzudrücken; die Kugel traf denselben in's Bein. Es war der erste Schuß im siebenjährigen Kriege. Durch den Fall des Befehlshabers war die kleine Besatzung der Veste ganz außer Fassung gebracht worden; sie ergab sich, indem sie auf Geheiß ohne Waffen hinausmarschirte. Der Major v. Bayer hatte inzwischen den Trompeter zur Meldung zurückgeschickt und um Absendung von Besatzungsmannschaften ersucht. Der Oberkommandeur wollte jedoch nichts davon wissen, da er einen Hinterhalt vermuthete. Der Wagehals, der die Festungseroberung in so ungewohnter Weise unternommen, mußte nun den eroberten Platz selber hüten und bewachen, bis er bei anbrechender Abenddämmerung draußen im Vorterrain einen streifenden Husaren erblickte, und darauf denselben heranrufen, sowie veranlassen konnte, den Oberst v. Puttkamer mit dreißig Mann herbeizuholen.

Der Schlußrapport dieser ganz regelwidrig stattgefundenen Festungseroberung lautete wörtlich nach erfolgter Aufgreifung der ausgewiesenen Besatzungsmannschaften: „Gefangene: 1 Generallieutenant, 1 Artillerie- und 1 Infanterieoffizier, 42 Soldaten vom Kreisregimente, 8 Kanoniere und 24 Invaliden.

An Kriegsbeute: 12 zum Theil eiserne, theils bronzene Kanonen, verschiedene Falkonets und Handmörser, eine bedeutende Anzahl Flinten, sowie Munitions- und Proviantvorrath."

Der verwegene Warnery lebte zuletzt in Breslau als pensionirter Generalmajor und starb dort am 8. Mai 1786 im 67. Lebensjahre.

[Karl Stichler.]

Grausamkeiten der chinesischen Küche. — Die Grausamkeit des chinesischen Charakters zeigt sich auch in ihrer Kochkunst. Hier einige Beispiele davon.

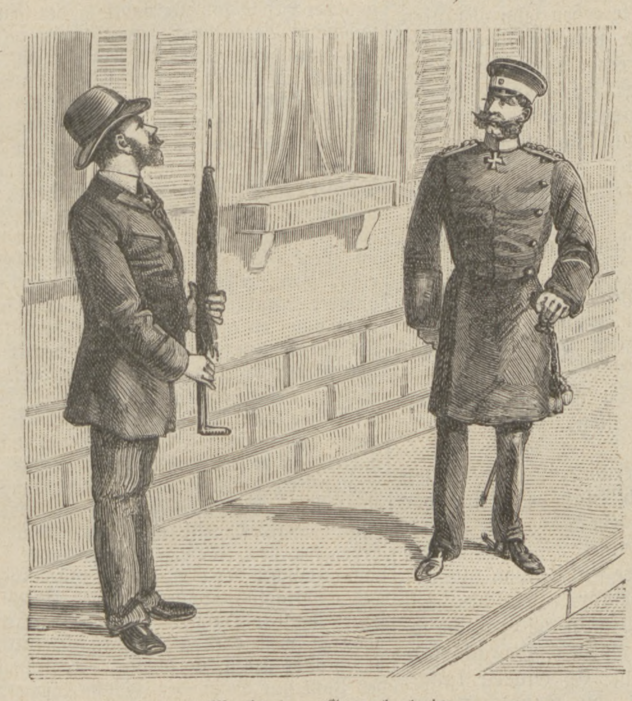
Man setzt Butter in einer Pfanne auf's Feuer und hält reichlich Cayennepfeffer, Salz, Soja 2c. zur Hand. Dann nimmt man ein Huhn, eine Ente oder eine Gans und hält sie lebendig über die Pfanne, so daß die Füße sie eben berühren. Die große Hitze wird die Füße des Thieres anschwellen lassen und das Blut dahinziehen. Nach ein oder zwei Minuten taucht man die Füße abwechselnd in die verschiedenen Gewürze und hält sie dann wieder über die Pfanne. Indem man dies mehrere Male wiederholt, wird alles Blut aus dem Körper in die Füße strömen, und diese einige Zoll dick anschwellen und dabei auch gewürzt sein. Die Füße werden allein gegessen. —

Man führt eine niedrige Mauer aus Lehm mit einem inneren Zwischenraum von zwei bis drei Fuß auf, errichtet in einem Abstande von etwa zwei Fuß eine zweite Mauer und setzt in den Zwischenraum Töpfe mit Wein, Essig, Soja 2c. Darauf wird in dem inneren Raume ein starkes Feuer angezündet, in dem äußeren aber ein lebendiges Lamm eingesperrt. Dasselbe wird natürlich durch die große Hitze durstig und trinkt dann, indem es hin und her läuft, um einen Ausweg zu finden, die Töpfe mit den verschiedenen Flüssigkeiten aus. Sind die Flüssigkeiten getrunken und in's Fleisch übergegangen, so wird das Thier erschöpft, fällt todt nieder und ist in kurzer Zeit vollständig gebraten.

Auch Schildkröten werden im Norden China's in ähnlicher Weise zubereitet, indem man sie in einem Topf auf's Feuer setzt und in dem Deckel ein Loch läßt, zu dem das Thier gerade den Kopf herausstrecken kann. Sobald das Wasser heiß wird, sucht das Thier natürlich den Kopf an die frische Luft zu bringen und wird nun mit gewürztem Wein und Soja getränkt, die es begierig hinunterschluckt. Dies dauert so lange, als das Thier noch die Kraft hat, den Kopf draußen zu halten, und da eine Schildkröte ein sehr zähes Leben besitzt, so endet diese Mästung meist erst dann, wenn das Thier fast gekocht ist.

[C. T.]

Humoristisches.



Macht der Gewohnheit.

Was dem Reservemann Purzelfellner Sepperl in der Zerstreuung passirte, als er zum ersten Male seinem früheren Obersten auf der Gasse begegnete.



Ein Realist.

Fräulein: Sind Sie auch ein Thierfreund?
Herr: O gewiß! Ich sage Ihnen, Hasenbraten esse ich leidenschaftlich gern!

Bilder-Räthsel.

Auflösung folgt in Nr. 47.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 45:
Im Herzen steckt der Mensch, nicht im Kopfe.

Buchstaben-Versetzungs-Räthsel.

Es ist durch Buchstaben-Versetzung aus je zwei der folgenden Wörter immer ein neues zu bilden:

1) aus Chor und Manie eine Regierungsform; 2) aus Memel und Tirol eine häufig zu Kränzen verwendete Pflanze; 3) aus Eiche und Ems ein großer See in Bayern; 4) aus Glied und Heber eine schöne Stadt in Süddeutschland; 5) aus Thee und Plan ein Säugethier; 6) aus Wien und Land ein Kleidungsstoff; 7) aus Hanau und Reh ein Vogel; 8) aus Ewald und Rinde ein bekannter und vielbesuchter Berg am Rhein; 9) aus Vogel und Ratte ein berühmter Schlachtort in Lothringen; 10) aus China und See eine Stadt in Thüringen; 11) aus Dieb und Moral ein Theil des Königreichs Italien; 12) aus Odin und Stein ein reiches Land in Asien.

Sind alle Wörter richtig gefunden, so nennen die Anfangsbuchstaben einen berühmten Künstler Italiens.

Auflösung folgt in Nr. 47. [C. Leo.]

Auflösungen von Nr. 45:

der Charade: Zahnradbahn; des Kapsel-Räthsels: Spa,nie'n.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft (früher Hermann Schönleins Nachfolger) in Stuttgart.